

Nr. 298 Bydgoszcz / Bromberg, 30. Dezember 1937

Der krumme Kreis.

Roman von Gerald Verner.

(10. Fortsetzung.)

Es dauerte lange, bis er die Verbindung bekam. Er sprach ein paar kurze Worte in den Apparat.

„Er kommt sofort." Er zog ein großes Taschentuch hervor und wischte sich die Stirn. Je mehr ich über den Fall nachdenke, desto größer wird meine Verwirrung. Die Sache ist mir völlig rätselhaft.

„Ich selbst bin augenblicklich genau so ratlos", erwiderte Mr. Budd. Aber da in unserem Zeitalter keine Zeichen und Wunder mehr geschehen, muß es irgend eine Erklärung geben." Wieder trat er an den Toten heran und betrachtete prüfend die tödliche Wunde in der Stirn.

Das Geschoß war genau in die rechte Schläfe eingedrungen, Verbrennungen waren nicht zu sehen. Also mußte der Schuß aus einiger Entfernung abgefeuert worden sein, mindestens auf zwei Meter. Er war auch tatsächlich im Zimmer abgegeben worden. Noch jetzt konnte man den brandigen Korditgeruch wahrnehmen. Aber was war aus der Person geworden, die geschossen hatte, was aus der Waffe, aus der geschossen worden war?"

Es schien nur eine einzige haltbare Erklärung zu geben. Außer Fenster und Türen mußte noch ein dritter Zugang zu dem Raum vorhanden sein. Mr. Budd stand Geheimtüren und ähnlichen Hilfsmitteln der Kriminalschriftsteller an und für sich reichlich skeptisch gegenüber, aber er hatte schon mit ähnlichen Dingen zu tun gehabt, und in diesem Fall schien es sich unbedingt um etwas Derartiges zu handeln. Jemand war in das Zimmer eingedrungen und hatte Cashman getötet; bestimmt waren weder Fenster noch Tür benutzt worden, also gab es keine andere vernünftige Erklärung, als daß ein geheimer Zugang existieren mußte.

Die drei Polizisten wurden mit dem Auftrag hinausgeschickt, in der Halle Wache zu halten, und die beiden Chefkommissare machten sich an eine peinlich genaue Durchsuchung des Zimmers. Wände, Fußböden, ja selbst die Decke wurden einer sorgfältigen Prüfung unterzogen, aber ohne jedes Ergebnis. Nirgends war ein geheimer Eingang, nirgends eine Öffnung, durch die auch nur eine Maus hätte schlüpfen können! Am Ende ihrer Durchsuchung waren sie zu dem unmöglichen Schluß gekommen, daß sich der Mörder überhaupt nicht im Zimmer befunden haben konnte, wenn er nicht doch durch Tür oder Fenster eingedrungen war.

„Dieser Schluß ist glatter Unsinn," bemerkte Foley mit verzweifeltem Kopfschütteln. „Wenn Cashman nicht Selbstmord begangen hat, muß jemand im Zimmer gewesen sein."

„Wenn er sich selbst getötet hätte, müßte eine Waffe im Zimmer zu finden sein."

„Ich bin einfach erschlagen!" erklärte Chefkommissar Foley.

Mr. Budd erging es nicht anders, und er gab es aufrichtig zu.

„Erstaunlich!" bemerkte er. Er stand mitten im Zimmer und massierte liebevoll seine große Nase. „In einem Panzerschrank hätte er nicht sicherer sein können als hier."

Die Ankunft Dr. Vishams hinderte sie, sich weiter in fruchtlosen Vermutungen zu ergehen. Der kleine Arzt war offensichtlich aus dem Bett geholt worden, denn unter dem hastig übergestreiften Anzug lugte noch der Kragen eines Schlafanzugs hervor. Mit ernstem Gesicht lauschte er ihren Ausführungen.

„Wir werden noch in Verruf kommen, wenn das so weitergeht", bemerkte er dann. Zwei Morde, einer unmittelbar hinter dem andern, — das wird einen mächtigen Skandal in den Zeitungen geben!"

Er trat an die Leiche heran und betrachtete sie.

„Natürlich tot," brummte er. Das Geschoß muß direkt durch das Gehirn gegangen sein; wahrscheinlich hat er überhaupt nicht gewußt, wer ihn tötete."

Er beugte sich nieder und nahm eine kurze Untersuchung vor.

„Es ist kein Ausschuß vorhanden," sagte er, als er sich nach einer kurzen Weile wieder aufrichtete. Die Kugel muß sich noch im Kopf befinden, wahrscheinlich ist sie in der Schädeldecke steckengeblieben."

„Das dürfte meine Annahme unterstützen, daß der Schuß aus einiger Entfernung abgegeben wurde, nicht wahr?" fragte Mr. Budd.

Dr. Visham nickte.

„Ich nehme an, aus rund zwei Meter Entfernung."

„Seltsam, daß wir keinen Knall gehört haben!" warf Foley ein.

„Die Pistole muß mit einem Schalldämpfer versehen gewesen sein," vermutete Mr. Budd. „Das leichte „Ploff" können wir beim Schlagen der Uhr überhört haben."

In der Halle wurden Stimmen laut und hinderten sie an der Fortsetzung des Gesprächs. Bedächtig ging Mr. Budd zur Tür, um nachzusehen, was draußen vor sich ginge.

Am Fuß der Treppe stand Mr. Grindley, die dürre Gestalt in einen Morgenrock gehüllt, unter dem die Beinkleider eines Pyjamas hervorsahen. Er redete mit schriller Stimme auf Archer ein.

„Was fällt Ihnen ein, mich in meinem eigenen Hause herumzukommandieren? Wenn ich in mein Arbeitszimmer will, hat mich niemand daran zu hindern!"

„Es tut mir leid, Sir," sagte der Konstabler bedauernd. „Aber ich habe den strikten Befehl, niemand —" Er brach ab und wandte sich erleichtert aufatmend dem Rosenkavalier zu, der in der Türöffnung erschienen war.

„Der Konstabler handelt nur nach den Befehlen, die er erhalten hat, Mr. Grindley", erklärte der Dicke ruhig.

„Nach wessen Befehlen?" entgegnete der andere aufgebracht." In diesem Hause bin ich der einzige, der Befehle zu erteilen hat".

Mr. Budd musterte ihn mit einem schläfrigen Blick. „Den Befehl habe ich gegeben. Unter den augenblicklichen Umständen hatte ich das Recht dazu. Es ist ein Mord verübt worden."

„Mord?" Der Alte schrie es förmlich heraus. „Wer — wer ist ermordet worden? — Doch nicht etwa Cashman —?"

Er brach jäh ab. Mr. Budd nickte düster mit dem Kopf.

„Jawohl, Sir Joseph Cashman.“

„Wer ist der Täter?“ fragte Mr. Grindley hastig. „Haben Sie ihn gefaßt?“

Er hüllte seine magere Gestalt noch enger in den Morgenrock und näherte sich der Tür.

„Nein, wir haben ihn noch nicht, die ganze Angelegenheit ist ein einziges großes Rätsel.“

„Wie war es möglich, daß er unter Ihren Augen getötet wurde?“ fauchte der alte Mann mit anklagender Stimme. „Zum Teufel! Eine herrliche Gesellschaft seid ihr, das muß euch der Neid lassen! Fünf Mann hoch kommt ihr hierher, und dann laßt ihr ihn vor Euern Augen umbringen.“

„Wir haben jede Vorsichtsmaßregel getroffen. Niemand konnte mehr tun.“

„Vorsichtsmaßregeln? Was nützen alle Vorsichtsmaßregeln, wenn sie nicht erfolgreich sind? Haben Sie sich klargemacht, daß ich genau so bedroht bin, he? Daß die Bestie, die meine Freunde Jarvis und Cashman auf dem Gewissen hat, jetzt versuchen wird, auch mich umzubringen?“ Seine Stimme klang schrill vor Angst. „Was nützt es mir, zu wissen, daß Sie alle Vorsichtsmaßregeln getroffen haben, wenn ich tot bin?“ Er musterte sie feindselig. „Wie ist es geschehen? Ich will das wissen!“

Mr. Budd berichtete, und der Alte hörte mit zusammengezogenen Brauen zu.

„Unglaublich!“ murmelte er. „Lächerlich! Irgendwo muß da auf ihrer Seite eine Nachlässigkeit begangen worden sein“. Mr. Budd blieb ganz ruhig.

„Es ist keine Nachlässigkeit begangen worden. Alle Zugänge zu dem Raum haben unter strengster Bewachung gestanden.

„Unsinn!“ bestritt der Alte in seiner unhöflichen Art. „Mich können Sie nicht zum Besten haben! Wollen Sie mir weismachen, daß ein Mörder die Fähigkeit besitzt, sich unsichtbar zu machen? Quatsch! Es gibt nur e i n e Lösung, — und die liegt für jeden vernünftig denkenden Menschen klar auf der Hand!“

„Das freut mich zu hören,“ erwiderte der Rosenkavalier. „Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie sie gefunden hätten.“

„Es ist doch ganz klar! Es gibt nur zwei Möglichkeiten, in das Zimmer zu gelangen. Deshalb muß der Mörder die eine oder die andere benutzt haben.“

Foley mischte sich ein.

„Das hat er aber leider nicht getan, Sir. Vor der Tür haben Chefkommissar Budd und ich gewacht, und die Beamten vor der Verandatür haben ihren Posten nicht verlassen. Auf keinem dieser Wege kann der Verbrecher eingedrungen sein.“

Der alte Mann zuckte die schmächtigen Schultern.

„Es gibt aber keinen anderen Weg. In irgend einem Augenblick müssen Sie oder die Beamten im Garten in Ihrer Wachsamkeit nachgelassen haben.“

„Ich bin bereit, zu beschwören, daß wir unseren Posten nicht eine Sekunde verlassen haben,“ warf Archer ein. „Wir haben die ganze Zeit über vor dem Fenster aufgepaßt und uns nicht von der Stelle gerührt, nicht wahr, George?“

Der andere Polizist nickte beistimmend.

„So — war es,“ sagte er schwerfällig. „Bei uns konnte niemand vorbei.“

„Wenn schon!“ Mr. Budd gähnte herzhaft. „Das Fenster war genau so verschlossen und gesichert wie vorher. Auf diesem Wege ist bestimmt niemand hereingekommen.“

Mr. Grindley blieb hartnäckig.

„Dann muß er durch die Tür hineingelangt sein. Das ist die einzige andere Möglichkeit, wenn Ihre Behauptung stimmt und Cashman von einem andern erschossen worden ist.“

„Diese Möglichkeit können wir fallen lassen,“ entgegnete der Rosenkavalier. Chefkommissar Foley und ich können beschwören, daß niemand hineingekommen ist.“

„Dann war es also ein Geist“, höhnte der Alte. „Aber Sie werden lange dazu brauchen, ehe Sie mich davon überzeugen. Nach meiner Auffassung ist dieser Mord nur eine Folge Ihrer bodenlosen Nachlässigkeit. Ich möchte gleich jetzt bemerken, daß ich darüber bei der Leichenschau nicht schweigen werde. Inzwischen, was geschieht mit mir? Jetzt, wo Jarvis und Cashman tot sind, schwebe ich in der größten Gefahr. Dieser Parrish — — —“

„Halten Sie immer noch Parrish für den Täter?“ fragte Mr. Budd dazwischen. In seiner Stimme lag ein Ton, der den anderen stutzig machte.

„Ja, warum nicht? Ich sehe nicht ein, warum ich meine erste Überzeugung ändern sollte. Soweit ich weiß, ist Parrish die einzige Person, die uns drei jemals gedroht hat — —“

Das schrille Klingeln des Telephons im Studierzimmer unterbrach ihn.

Foley, der der Tür am nächsten stand, begab sich eiligst an den Apparat.

Sie hörten, wie er den Hörer abnahm und bald darauf einen Ausruf der Überraschung ausstieß. „Wir kommen sofort hinüber,“ sagte er. Lassen Sie alles unberührt bis zu unserer Ankunft!“

Mit einem Klicken wurde der Hörer wieder aufgelegt. Der Chefkommissar kehrte eilends zurück.

„Was ist?“ fragte sein Freund mit leiser Stimme. Foley sah ihn mit einem seltsamen Blick an.

„Es war einer von Sir Josephs Dienern. Er sprach von Dene Close aus. Kurz nach Mitternacht wurde dort eingebrochen und Sir Josephs Arbeitszimmer völlig durchwühlt“. — —

„Hat man den Schuldigen gefaßt?“ fragte Mr. Budd.

Foley schüttelte den Kopf.

„Nein, aber man hat sie gesehen.“

„Sie?“ fragte sein dicker Freund erstaunt.

„Ja, es war eine Frau!“

XIV.

Helen kommt nach Hause.

Wie gehetzt floh Helen Kenton durch Finsternis und Regen. Pfeifend stieß ihr Atem durch die zusammengebissenen Zähne. Ihr Herz schlug wild.

Blindlings stürzte sie vorwärts. Oft strauchelte ihr Fuß auf dem unebenen Boden, dann wieder hemmten Wurzeln ihren Lauf, als sie durch den Wald weitereilte.

Ihre rechte Hand, tief in der Tasche eines dunkelblauen Regenmantels vergraben, hielt den Griff einer zierlichen Selbstladepistole fest umklammert.

Einen Augenblick hatte sie jede Orientierung verloren, nur e i n Gedanke beherrschte sie: So weit wie möglich weg von dem Hause, das sie soeben in wilder Flucht verlassen hatte!

Man hatte sie gesehen, — das wußte sie, aber sie hoffte inbrünstig, nicht erkannt worden zu sein.

Mehr durch einen glücklichen Zufall als durch ihren Ortssinn gelangte sie auf die Landstraße, die zum Weißen Haus führte. An einem Baum gelehnt, harrte sie eine Weile, um Atem zu schöpfen. Jetzt galt es, alle Willenskraft zusammenzunehmen und über dem Schrecken Herr zu werden, der ihr die Besinnung geraubt hatte.

Mit verzweifelter Anstrengung gelang es ihr nach einer Weile, die Selbstbeherrschung wiederzugewinnen. Zwar vermochte sie noch nicht, wieder kaltblütig zu überlegen, aber ihre Gedanken hatten wenigstens wieder logischen Zusammenhang.

Schließlich ging sie weiter. Jetzt war ihr Schritt fester, ihr Herz schlug weniger wild.

Sie erreichte das Ende der Landstraße und bog links in die Dorfstraße ein. Kein Lichtschein drang aus den kleinen Katen rechts und links von der Straße. Obwohl sie aufmerksam auf jeden Schatten an ihrem Wege achtete, ließ sich kein lebendes Wesen draußen blicken.

Jetzt hatte sie den höchsten Stand der Straße erreicht. Von hier aus ging es allmählich abwärts. Da unten lag das Eingangstor des Weißen Hauses, dort winkte Geborgenheit.

Ein heftiges Zittern durchlief ihre Glieder, ihr Körper rächte sich für die unnatürliche Anstrengung.

Einen Augenblick hielt sie vor dem Tor an und warf einen schnellen Blick um sich, dann schlüpfte sie hinein und verschwand in der Dunkelheit der Auffahrt. Unter ihrem Tritt knirschte der nasse Kies. Sie wechselte auf den Rasenstreifen hinüber, der links und rechts des Weges verlief. In dem dichten Gras verstummte ihr Schritt. Unhörbar vorwärtseilend, erreichte sie endlich, dankbar aufatmend, die Eingangstür.

Sie zog den Hausschlüssel aus der linken Tasche des Regenmantels, aber es dauerte eine Weile, ehe es ihrer zitternden Hand gelang, ihn ins Schloß zu stecken.

Sie überschritt die Schwelle und wollte eben hinter sich abschließen, als plötzlich alle Lampen in der Halle aufflammten.

Sie zuckte zusammen. Scharf stieß sie die Luft durch die Zähne. Dann wandte sie sich um.

Am Fuß der breiten Treppe stand Jack, seine Hand ruhte immer noch auf dem Schalter.

„Du — Mutter?" Er flüsterte es fast, und sie sah, daß sein Gesicht bleich und schweißbedeckt war. „Wo kommst du her?"

„Sprich nicht hier in der Halle!" gab sie leise zurück. „Sonst weckst du das Haus."

Sie hatte sich von dem Schrecken erholt, den ihr sein plötzliches Erscheinen eingejagt hatte, und mühte sich, die schweren Riegel vorzuschieben. Er sah, daß ihre zitternden Hände nicht damit zurechtkamen und trat neben sie. Sorgfältig und geräuschlos schob er die Bolzen vor und hakte die schwere Kette ein.

„Komm ins Wohnzimmer!" sagte er so leise, daß sie ihn kaum verstand. Er nahm ihren Arm und führte sie in den großen Raum.

Dann ging er zurück, um das Licht in der Halle auszuschalten. Als er wieder eintrat, hatte sie sich auf die Armlehne eines Sessels vor dem Kamin niedergelassen. Erst jetzt bemerkte sie, daß auch er völlig angekleidet war.

„Mutter, wo warst du?" fragte er erneut, als er die Tür hinter sich geschlossen hatte. Sie strich mit der Zunge über die trockenen Lippen, ehe sie antwortete.

„Ich konnte nicht einschlafen," sagte sie mit abgewandtem Gesicht und fühlte, wie schwer es war, überzeugend zu lügen. „Deshalb dachte ich, ein Spaziergang würde mir gut tun."

„Ach so!" erwiderte er ruhig. Als sie einen schnellen Blick zu ihm hinüberwarf, sah sie, daß er sie eindringlich betrachtete. „Ist das der einzige Grund, weshalb du hinausgingst?"

„Natürlich!" Es gelang ihr, Überraschung in ihre Stimme zu legen. „Was sollte ich wohl sonst für einen Grund gehabt haben?"

Er antwortete nicht sogleich. Seine Finger spielten mit einer Nippesfigur, die auf dem Kamin stand. „Bist du vielleicht in die Nähe von Grindleys Villa gekommen?" fragte er plötzlich.

„Nein." Sie brachte das Wort nur mühsam hervor und glaubte es durch ein Kopfschütteln unterstreichen zu müssen. „Wie kommst du darauf?"

Er drehte die kleine, grüne Figur zwischen Daumen und Zeigefinger hin und her.

„Cashman ist heute nacht dort ermordet worden," antwortete er langsam. Helen Kentons Gesicht sah plötzlich alt und verfallen aus.

„Woher weißt du das?" flüsterte sie.

„Auch ich fand keinen Schlaf." Er sah ihr plötzlich voll ins Gesicht. „Auch ich — bin heute nacht außer dem Hause gewesen."

Ihre Antwort war Schrei und Stöhnen zugleich. Jack verließ seinen Platz am Kamin, trat zu ihr und legte ihr die Hand auf die Schulter.

„Mutter, — warum willst du mir nicht die Wahrheit sagen?" Seine Stimme war sanft.

Ihre Hand legte sich auf die seine und umspannte sie mit festem Druck. Sie sagte kein Wort.

Er wartete eine Weile, dann wiederholte er seine Frage. Sie hob den Kopf zu ihm empor, und ihre Lippen bewegten sich. Aber kein Laut kam aus ihrem Mund. Dann umflorte sich ihr Blick, ihr herbes Gesicht verzog sich schmerzlich, sie weinte — stoßweise zuerst und dann immer wilder und rückhaltloser, bis ihre ganze zarte Gestalt unter der Gewalt ihres Schluchzens erbebte.

(Fortsetzung folgt.)

Hermann und die Pferde.

Skizze von Agathe Bossebrecker.

Steffen, den Bauer, bei dem Hermann als Pferdebursche in Dienst stand, hatten sie eines herbstlichen Morgens tot in seiner Kammer gefunden, nachdem Hermann erst um sechs, dann um acht und später nochmal um zehn Uhr mit dem Besen gegen die Decke gestoßen hatte: „Aufstehen!" Da die Ehe des Bauern Steffen ohne Kinder geblieben war und auch die Frau schon längst unter dem Rasen lag, unter den wassertropfenden Ästen der mächtigen Friedhofseichen, zog ein naher Verwandter, ein Bergmann aus dem Kohlenrevier, auf den Hof. Der war froh, für seine fünf Kinder Arbeit auf eigener Scholle zu finden.

Aber ihm und seinen Kindern fehlte die bäuerliche Erfahrung, und da es im Anfang schien, als sei nun alles in Glanz und Gloria, schickten sie den bewährten Knecht und die Mägde fort, sie wollten die Bewirtschaftung allein in die Hände nehmen. Der Pferdeknecht Hermann, der den Musterungsbescheid „tauglich" stolz im Herzen trug, kam zu dem Entschluß, bis zur Einstellung im Herbst bei den Bauern ringsum zu tagelöhnern. Die Bauern nahmen ihn gern auf und waren froh über seine geschickten Arme und sein ehrliches treues Herz.

Aber nie, wohin er auch geholt werden mochte, nahm er den Weg am Steffenhof vorbei, auf dem nun der neue Herr befahl. Man fragte ihn, warum. „Ach", sagte er, „ich will den Max, das Pferd, nicht wiedersehen. Einmal kam ich an der Weide vorbei, da lief der Max neben mir her, und nur der Draht war zwischen uns. Und als ich von der Weide abbiegen mußte, da stellte sich das Tier wie unklug, wieherte und trabte und trampelte auf und ab und stand lange da mit hängendem Kopf . . . Es war, als hätte man gewaltsam zwei Freunde getrennt, zwei Kameraden . . ."

Eine Zeitlang sprach Hermann kaum noch von dem Pferd, und seine Leute daheim meinten unter sich, daß er sich in die neue Ordnung wohl gefügt habe, vernünftig wie er sei.

Da kam er eines Tages blaß, entstellt nach Hause. Seine geputzten Sonntagsstiefel waren über und über mit Lehm verkrustet. Böse schrie er die hinter dem Tisch an: „Wißt ihr, was sie mit dem Max gemacht haben, he? Draufgetrieben haben sie ihn, mißhandelt, schlecht gefüttert, wie einen Sägebock behandelt. Oh, diese Menschen, anzeigen sollte man sie!" Er schrie noch lange und stieß bittere Wut aus sich, bis er ratlos seinen Kopf auf den Tisch legte. Die Mutter fuhr ihm über den Schopf. „Kopf hoch, Junge! Schließlich geht der Max dich nichts an."

Das war zuviel für Hermann. Nun konnte er nicht mehr länger da sitzen bleiben. Er stapfte hinterher. In der Mutter stieg Angst auf. Sie lief bald danach schnurstracks zu dem neuen Bauern, hastete Fragen heraus und Anklagen. Hermann war nicht da. Bestürzt eilte die Frau weiter. Im Wirtshaus war der Sohn auch nicht zu finden. Plötzlich jedoch hielt sie im Schritt inne, hob die Hand an die Augen . . . Da stand Hermann auf der Weide neben dem struppig gewordenen Max. Am Schüttern seiner Schultern erkannte sie, daß er weinte.

Der neue Hofbesitzer war ihr gefolgt. „Sieh dort", sagte sie, „so liebt ein Knecht sein Pferd."

„Sagt ihm, er möchte bei mir bleiben, der Hermann. Dem Pferd zuliebe. Ich habe dies nicht gewußt, und meine drei Söhne sind erst recht nicht mit der Bauernarbeit vertraut."

Am anderen Morgen nahm Hermann den Pflugsterz in die Hand. Der magere Max stolperte tapfer übers Feld. Mit der Zeit hob sich sein Kopf wieder, sein Fell erhielt den alten Glanz zurück, und bald war er ganz der Alte. Als Hermann Abschied nahm und mit bunten Papierblumen geschmückt auch dem Max Lebewohl sagte, ging der älteste Bergmannssohn hinter dem Pfluge, und seine Furchen waren tief und gerade.

In seinem ersten Brief wünschte Hermann sich ein Bild vom Max. „Pferde sind mir lieber als Mädchen", schrieb er etwas grob, aber im gleichen Schreiben stand auch ein Gruß an Rosa, die jüngste Tochter des neuen Bauern.

Liebe am Hexentanzplatz.

Skizze von Josef Scherer

Es war im August 1926. Auf dem Hexentanzplatz im Harz spielten wir das „Käthchen von Heilbronn". Wir waren eine ausgelassene Schar junger und jüngster Schauspieler, denen der Himmel voller Geigen hing. Die blonde Karin, die wir alle liebten, spielte das Käthchen, und Philipp, der den Graf Wetter vom Strahl darstellte, liebte Karin über alle Maßen.

Philipp und Karin saßen jeden Abend auf den dicken, kugligen Steinen vor der Einfahrt zum Landhaus, in dem Karin wohnte. Da saßen sie stundenlang, sprachen von ihrer Liebe, die Berge zu versetzen imstande sei, und weinten oft, ohne sich dessen zu schämen, ohne zu wissen auch, wie rührend und komisch zugleich sie waren. Tagsüber aber zankten sie sich unterbrochen, liefen davon, liefen wieder zueinander.

Schließlich verlobten sie sich, er, der 21jährige, sie, die 18 Jahre alt war. Wir machten gute Mienen zum guten Spiel, die beiden waren bezaubernde Leute, wir gönnten ihnen ihr Glück. Nur der Intendant dachte anders. Da aber verlobt noch nicht verheiratet ist, schüttelte er voreist nur den Kopf und lächelte ein bißchen. Plötzlich aber hieß es, das Aufgebot solle bestellt werden. Der Intendant ließ nachprüfen: das Gerücht stimmte. Da griff er ein.

Im Wald, der sich gegen den Hexentanzplatz erstreckte, stand ein Milchhäuschen. Es war bekannt, daß Karin und Philipp jeden Mittag, ehe sie gemeinsam zur Bühne wanderten, dort dicke Milch aßen. Eines Tages nun — das Pärchen hielt sich gerade in den Armen und zankte sich zur gleichen Zeit — trat der Herr Intendant in die holzgetäfelte Baude, lachte, als Karin und Philipp erschrocken auseinanderfuhren, und fragte: „Ist es erlaubt?" Damit setzte er sich zu den beiden an den Tisch. Erst als er saß, nickten sie, ja, es sei erlaubt. Man unterhielt sich über Gott und die Welt.

Dann sagte der Intendant beiläufig: „Ach, liebe Karin, kann ich Sie mal einen Augenblick allein sprechen?"

„Gewiß", lächelte Karin, denn sie wußte die Ehre zu schätzen. Die Braut und der Intendant setzten sich draußen auf die Rundbank.

„Ich habe gehört", begann der Intendant, nachdem er für sich und seine Schauspielerin dicke Milch bestellt hatte, „Sie werden heiraten? Ich gratuliere Ihnen, liebe Karin, und wünsche Ihnen alles Gute, obwohl . . ."

Schon begann Karin zu weinen.

„Ja, was ist denn.!" flüsterte der Intendant, der ein kluger und, was Frauen betraf, der klügste Mann war, „wird denn etwa nichts Gutes herausspringen? Das verstehe ich nicht, so ein reizender Mensch wie Ihr Bräutigam! Gott, er ist ja etwas zu jung, Sie auch übrigens, liebe Karin, aber das macht ja wohl nichts aus, denn dafür lieben Sie sich ja auch innig und sind sich so einig, und Ihre Eltern können Ihnen beiden ja auch bei allen Schwierigkeiten, die sich ergeben, helfen, nicht wahr?"

„Nein", schluchzte Karin, „sie wissen von nichts, und wenn sie's wüßten, wären sie dagegen!"

„Ja, wie wollen Sie denn da ein Aufgebot bestellen?" fragte der Intendant, „Sie sind doch gar nicht volljährig!"

„Ach, du lieber Gott", weinte Karin „was machen wir da? Die Eltern — und warten können wir auch nicht mehr!"

„Was?! sagte der Intendant, und zum ersten Mal redete er ernst, „so also steht es?"

„Pfui!" rief Karin. „Nein, aber wenn wir jetzt nicht heiraten, geht alles in Trümmer."

„Das verstehe ich nicht", antwortete der Intendant wieder heiter, doch hielt er mit der Heiterkeit weise hinter dem Berg, „wenn Sie sich wirklich lieben, haben Sie doch so viel Zeit."

„Ach, ob wir uns wirklich lieben", meinte Karin und lachte schon, „wissen die Götter. Wir sind ja noch Kinder."

„Richtig, Karin", sagte der Intendant und nahm Karins Hand in die seine, „ich werde euch helfen, alles wieder rückgängig zu machen, seid nett zusammen, spielt gut Theater, seid fleißig, aber wartet mit der Liebe und der Heirat noch ein paar Jahre. So und jetzt", schloß er, zog Karin von der Bank hoch und küßte sie auf die Backe, „jetzt gehst du zum Hexentanzplatz, und zwar allein, und laß mich mit deinem Philipp reden."

Karin war einverstanden, sie ging davon. Der Intendant trat zu Philipp in das Häuschen, lud ihn gleichfalls zu einer Schale Dickmilch ein und redete fast wörtlich dieselben Sätze, die er zu Karin gesprochen hatte. Auch Philipp überzeugte er ebenso rasch, fast noch schneller überredete er ihn, denn er erzählte ihm obendrein von der Wankelmütigkeit der Frauen.

Nachdem eine Woche verstrichen war, feierten wir alle das Fest der Entlobung. Allerdings stellten Karin und Philipp eine Bedingung: das ganze Ensemble mußte ihnen erlauben, sich vier Jahre später, also 1930, zu treffen, und zwar abermals im August, am ersten Tag des Monats, im vornehmsten Hotel Berlins. Dann sollten Karin und Philipp gegenseitig sich zeigen, wie weit sie es in ihrem Beruf gebracht hätten, und wenn sich die Liebe der Kinder in die Liebe der Erwachsenen verwandelt hätte, dann — — —

Sie trafen sich, und als sie sich sahen, lachten sie fröhlich. Denn Karin hielt ein süßes Kind an der Hand, und am Eingang zur Hotelhalle stand ihr Mann, den sie eingeweiht hatte, und Philipp, ja Philipp stellte seine Braut, eine gewisse Karin, vor, doch es war eine andere. Man trank zusammen, beglückwünschte sich und schloß eine Freundschaft, die bis zum heutigen Tag nicht entzweigegangen ist.

Gleichnis.

Mit den Sternen geht das Jahr,
Und im Jahre geh'n wir mit,
Gleichen Alters: Wunderbar
Ist der Zeiten hehrer Schritt.

Mit der Sonne geht der Mond —
Nach den Tagen folgt die Nacht,
Und im längst Vergang'nen wohnt
Eine helle Zukunftsnacht.

Käthe L. Kamossa.



Bunte Chronik



Abenteuerliche Flucht von einer „Teufelsinsel".

Wie aus San Franzisko berichtet wird, sind auf der Insel Alcatraz, der amerikanischen „Teufelsinsel", zwei Gefangene auf äußerst verwegene Weise ausgebrochen und geflohen, ohne daß es bisher möglich war, sie wieder einzufangen. Diese Gefängnisinsel hielt man für besonders gesichert gegen jeden Fluchtversuch, da sie von einem Kanal umgeben ist, in dem es von Haifischen wimmelt; man lockt diese mit allen Mitteln an, um jeden Gedanken an ein Entweichen bei den Gefangenen im Keime zu ersticken. Die beiden Sträflinge, ein äußerst gefährlicher Einbrecher, der wegen Raubes und anderer Verbrechen zu 99 Jahren Gefängnis verurteilt war, der andere ein Entführer von Personen, der insgesamt 50 Jahre absitzen soll, waren in derselben Zelle untergebracht und begannen ihre Flucht damit, daß sie den Wärter, der ihnen die Mahlzeit brachte, niederschlugen. Darauf knebelten und banden sie ihn und schlossen ihn in ihre Zelle ein. Nunmehr gelang es ihnen, auf einen der großen Türme des Gefängnisses zu steigen, obwohl die Lichter der Leuchttürme, die die ganze Nacht wachen, sie dauernd umspielten. Auf der Spitze des Turmes fanden sie bei einer Kanone, die hier für den Fall eines Angriffs aufgestellt ist, ein Seil und konnten sich bis zum Kanal hinunterlassen, wo ein einen halben Fuß breiter Mauerkranz um den Bau läuft. Über diesen gelangten sie in die Nähe der Brücke, die dauernd von zwei Posten bewacht wird; aber indem sie sich dicht an die Mauer drückten, kamen sie an ihnen vorüber und auf die andere Seite des Kanals. Hier waren sie fast schon in Sicherheit, als sie beim letzten Sprung von einem Mauerstück doch noch von den beiden Wächtern bemerkt wurden, die sofort Alarm schlugen. Es gelang ihnen indessen, zu fliehen oder sich in den zerklüfteten Felsen zu verbergen; denn man glaubt nicht, daß sie es gewagt haben, in den Kanal zu springen, der ihnen sicheres Verderben gebracht hätte. Aber bisher sind alle Nachforschungen auf der Insel vergeblich geblieben.

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.